

STEFANIE MICHELS

## Totaler Weltkrieg in Afrika

### Der Erste Weltkrieg in Kamerun und Deutsch-Ostafrika

Die Feststellung, dass der Erste Weltkrieg ein globaler Krieg war, mag überflüssig sein: Seine imperialen Ursachen und Ziele erscheinen seit der »Fischer-Kontroverse« der sechziger Jahre als in der Forschung anerkannt. Europäische Akteure – als Politiker, Soldaten und Zivilisten – stehen jedoch weiterhin im Zentrum des historiografischen Interesses. Neuere Ansätze sprechen demgegenüber mittlerweile vom »multikulturellen Krieg«, indem sie auf die Präsenz außereuropäischer, meist kolonialer Truppen auf den europäischen Kriegsschauplätzen verweisen.<sup>1</sup> Der afrikanische Kontinent als Ort des bewaffneten Konflikts bleibt bis heute eine »vergessene Front« oder eine »unerzählte Tragödie«<sup>2</sup>. Generell gilt, dass auch in der zeitgenössischen Sichtweise der Krieg in Europa entschieden wurde und die Kampfhandlungen in Afrika kaum Einfluss hatten, obgleich einzelne Militärs, allen voran der Kommandeur der deutsch-ostafrikanischen Truppe, Paul von Lettow-Vorbeck, als wichtiges Ziel ihrer eigenen Kriegshandlungen angaben, möglichst viele gegnerische Truppen auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz zu binden und damit von einem Einsatz in Europa abzuhalten. Gemeinhin gilt dieses Ziel in der Forschung heute aber als gescheitert, da der Großteil der in Afrika eingesetzten alliierten Truppen ohnehin nicht für den Krieg in Europa vorgesehen war.

Deutsch-Ostafrika dominierte bisher in Bezug auf das allgemein eher geringe Interesse am Ersten Weltkrieg in Afrika, wahrscheinlich auch weil die letzten deutschen Truppen sich dort erst nach dem offiziellen Kriegsende in Europa ergaben. Diskussionen waren hier durch den »Mythos der treuen Askari« aus Deutsch-Ostafrika präfiguriert.<sup>3</sup> Die anderen deutschen Gebiete in Afrika wuren-

den teilweise recht schnell von den Alliierten besetzt: Togo bereits 1914 und Deutsch-Südwestafrika, das heutige Namibia, 1915. Die Kriegshandlungen in Kamerun endeten mit dem Übertritt des Hauptteils der deutschen Truppen in das neutrale Spanisch-Muni zwischen Dezember 1915 und Februar 1916. Die Festung Mora im Norden Kameruns kapitulierte am 18. Februar in demselben Jahr. Tatsächlich erscheint also Deutsch-Ostafrika als Ausnahme.

Dies stellt sich bei genauem Hinsehen anders dar, denn auch die dortigen deutschen Truppen hatten im November 1917 das Gebiet Deutsch-Ostafrikas räumen müssen und schon in den Kriegsjahren zuvor keine effektive Kontrolle mehr über immer größere Teile der Kolonie. Am 25. November 1918 kapitulierte der kleine Rest der deutsch-ostafrikanischen Truppe in Abercorn, Rhodesien: 155 Deutsche, 1.168 schwarze Kolonialsoldaten<sup>4</sup> mit 1.100 Familien und Dienern, sowie circa 2.000 Träger. Der Großteil der Truppe war in den vorangegangenen Kriegsjahren bei Kämpfen gefallen, an Krankheiten und Hunger gestorben, in Kriegsgefangenschaft geraten, desertiert und in die Reihen der Alliierten übergetreten.<sup>5</sup> Der totale Mobilmachung in Afrika und der Politik der verbrannten Erde – vor allem der deutschen Kriegspartei – fielen zwischen 200.000 und 500.000 Zivilisten allein in Ostafrika zum Opfer. Insgesamt 200.000 bis 250.000 Afrikaner verloren ihr Leben als Soldaten und Träger auf den Kriegsschauplätzen in Afrika und Europa.<sup>6</sup> So wird der Erste Weltkrieg für Ostafrika zu Recht als »humanitäre Katastrophe« beschrieben. Wie ich im Folgenden anhand einzelner Fallstudien zeigen werde, zeitigte der Erste Weltkrieg in Kamerun ähnliche Auswirkungen, obwohl in beiden Gebieten nach Region und Situation differenziert werden muss.

Die totale Kriegsbewirtschaftung, die in Deutsch-Ostafrika ebenso wie in Kamerun durchgesetzt wurde und auch hier das »Durchhalten« der militärischen Auseinandersetzung ermöglichte, und ein Großteil der Mobilisierung von Menschen – besonders der Massen an Trägern – wurde durch Zwang erreicht. In Afrika ergab sich dabei eine andere Ausgangslage als in Europa, denn hier war

Eckhard Michels, Paul von Lettow-Vorbeck. Eine Biographie. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008; Uwe Schulte-Vahrendorff, Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck, Berlin 2006. Für einen kurzen Überblick: Melvin Page, Introduction: Black Men in a White Man's War, in: ders. (Hg.), Africa and the First World War, Hounds mills 1987, S. 1–27; Hew Strachan, The First World War, Vol. 1, Oxford 2001, darin »The dark continent: colonial conflict in Sub-Saharan Africa«, S. 495–507.

<sup>3</sup> Um auch optisch darauf hinzuweisen, dass es sich bei »schwarz« und »weiß« nicht um biologische, sondern um sozial zugeschriebene Etikettierungen handelt, setze ich die Begriffe, wenn sie auf Menschen angewandt werden, im Text kursiv.

<sup>4</sup> Vgl. dazu ausführlich Michelle Mloyd, Becoming Askari. African Soldiers and everyday Colonialism in German East Africa 1850–1918, unveröffentlichte Doktorarbeit, Cornell University 2008; sowie Schulte-Vahrendorff, Kolonialheld, S. 60–64.

<sup>5</sup> Vgl. für die Zahlen Page, Black Men.

<sup>6</sup> Michels, Lettow-Vorbeck, S. 546.

koloniale Gewalt eine systembildende Voraussetzung der kolonialen Staatlichkeit und Situation.<sup>7</sup> Exekutive dieser Gewalt waren in Deutsch-Ostafrika, wie in Kamerun, mehrheitlich schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Die so genannten Schutztruppen, ein Begriff, der ebenso wie derjenige der »Schutzgebiete«, verharmlosend wirken sollte, waren aufgestellt worden, um innerhalb der deutschen Gebiete gegen die kolonialen Bevölkerungsgruppen eingesetzt zu werden. Eroberungsfeldzüge und »Polizeiaufgaben« unterschieden sich hier kaum. Der deutsch-koloniale Staat, der eine »Terrorherrschaft« (Trutz von Trotha) ausübte, kann als Militärdiktatur beschrieben werden. Dennoch hatte sich im Laufe der Jahrzehnte seit Beginn des deutsch-kolonialen Projektes in Afrika 1884 eine höchst komplexe koloniale Situation ergeben, die aus einer Gesamtheit sehr unterschiedlicher Einzellagen bestand. Um mich der Frage des »Durchhaltens« und der »Kriegskultur« im Ersten Weltkrieg in Afrika anzunähern, werde ich im Folgenden daher zunächst auf diese andere Ausgangslage eingehen, um dann anhand einiger konkreter historischer Situationen zu zeigen, wie unterschiedlich die Gegebenheiten waren.

### I. Hintergrund: koloniale Gewalt

Obwohl Reichskanzler Otto von Bismarck durch die »Schutzerklärungen« über Gebiete in Westafrika (Togo, Kamerun), Ostafrika (Deutsch-Ostafrika, heutiges Tansania, Ruanda und Burundi), Südwestafrika (Deutsch-Südwestafrika, heutiges Namibia) und in der Südsee ab 1884 den Grundstein für eine formale Kolonialherrschaft legte, blieb sein erklärtes Leitbild der »regierende Kaufmann«, nach dem Vorbild der *chartered companies* der Briten. Symptomatisch war die formale Vorgehensweise: Deutsche Kaufleute schlossen Verträge mit lokalen Autoritäten ab. In einem zweiten Schritt errichtete dann das Deutsche Reich über diese Verträge »Schutzerklärungen«. Bismarcks Strategie war, den verwaltungstechnischen und finanziellen Aufwand für den deutschen Staat so gering wie möglich zu halten. Seine Demission im »Wendejahr 1890« wird als entscheidend für Deutschlands Kolonialpolitik angesehen. Tatsächlich hatte es sich aber vor Ort schon früher herausgestellt, dass die Idee des »regierenden Kaufmannes« nicht durchzusetzen war. Es zeigte sich, dass Kolonien ohne den Einsatz militärischer Gewalt nicht erobert oder gesichert werden konnten, weil die kolonialen Erwartungen in den lokalen Kontexten und Konstellationen nicht uneingeschränkt erfüllt werden konnten. Bismarck war zunächst jedoch prinzipiell gegen eine permanente Stationierung regulärer Truppen in den Kolonien gewesen.

Männer vor Ort, wie Hermann Wissmann (Deutsch-Ostafrika) und Max Büchner (Kamerun 1884), entwickelten schnell Vorstellungen von und Forderungen nach kolonialen Armeen zur Sicherung des deutsch-kolonialen Machtanspruches. Es stellte sich in der frühkolonialen Phase aus Sicht der Deutschen in allen zu kolonialisierenden Gebieten als problematisch heraus, dass sie über nicht genügend durch den Befehl gebundene Soldaten verfügten. Bewaffnete Träger, die in einem vertraglich bestimmten Arbeitsverhältnis zu den Deutschen standen, waren nicht bereit, jeder Anordnung ihrer deutschen Arbeitgeber Folge zu leisten. Streik und Desertion, aber auch Beschwerden auf diplomatischem Wege, waren ihre wirkungsvollsten Widerstandsmittel. In der Zeit vor der Einführung relativ gut ausgestatteter offizieller Kolonialalarmen (1891–1894) hatte die deutsche Marine daher eine tragende Funktion bei militärischen Einsätzen. Sehr treffend ist der Begriff »Kanonenbootdiplomatie« für diese Phase. Der tatsächliche Einfluss deutscher Macht reichte häufig nicht viel weiter als die Schussweite der Kanonen dieser Kriegsschiffe. Die Marinesoldaten kämpften jedoch auch an Land, beispielsweise in Kamerun 1884/1885 und in Deutsch-Ostafrika 1889.

Wie Susanne Kuss durch einen Vergleich der deutschen Kolonialkriege in Südwest- und Ostafrika gezeigt hat, waren die militärischen Auseinandersetzungen in den Kolonien prinzipiell »totale Kriege«, die als Vernichtungskriege intendiert waren.<sup>8</sup> Das deutsche Kaiserreich befand sich damit in einem grundsätzlichen europäischen Konsens in Bezug auf extreme Kriegsführung in den Kolonialgebieten.<sup>9</sup> In keinem Fall konnte jedoch eine eindeutige Grenze aufrechterhalten werden; vielmehr kämpften Afrikaner einerseits in der Truppe als professionelle Soldaten und andererseits als Alliierte, im zeitgenössischen Jargon »Hilfstruppen« genannt, auf Seiten der Deutschen. Die Kriege führten deshalb sowohl zu »Gewalt und Zerstörung« als auch zur »Assimilation und Adaption« (Susanne Kuss). Koloniale Gewalt und Kriege standen jedoch am Anfang und im Zentrum der imperialen Ordnung. Sie waren Ausdruck des Fehlens legitimer Macht der Europäer und ihrer Angst, als ohnmächtig erkannt zu werden.

Der Wille zur Vernichtung zeigte sich genau dann, wenn Deutsche und ihre Truppen militärische Niederlagen erlitten hatten, was – besonders in der frühen kolonialen Phase bis 1904 – regelmäßig in allen kolonisierten Gebieten geschah. In dem Ringen zwischen lokalen Bedürfnissen und nationaler Politik wurden die Truppen und ihre Soldaten zu den »Machtmitteln«, derer Deutschland bedurfte, um sein »Ansehen« in den Kolonien aufrechtzuerhalten oder zu vergrößern. Der Einsatz kolonialer Gewalt war die »Rhetorik der kulturellen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des »Schutzgebietes Togo«, Tübingen 1994.

<sup>8</sup> Susanne Kuss, Kriegsführung ohne hemmende Kulturschranke. Die deutschen Kolonialkriege in Südwesatfrika (1904–1907) und Ostafrika (1905–1908), in: Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hg.), Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006, S. 208–247.

<sup>9</sup> Vgl. Isabel Hull, Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany, Ithaca 2005.

Inarkultierten<sup>10</sup>. Die extreme Machtäusübung in den kolonialen Gebieten bildete einen integralen Bestandteil einer europäischen Militärikultur, die der breiteren Bevölkerung in Deutschland durchaus bekannt war und mit dem Ersten Weltkrieg auch in Europa entfesselt wurde. Die Politik beschränkte sich dennoch nicht auf eine reine Eroberungspolitik, sondern vollzog sich in einer komplexen strategisch-politischen Ausgangslage.

## II. Die (Zivil-)bevölkerung

Wie sehr in den kolonialen Kriegen auch die Zivilbevölkerung durch bewusstes Aushungern und Gefangenennahme von Frauen und Kindern litt, veranschaulichen deutlich die Erinnerungen in diesen Gebieten. In den deutschen Berichten wird die Taktik der Kriegsführung, insbesondere die später während des Ostfeldzuges der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg berüchtigt gewordene Politik der »verbrannten Erde«, demgegenüber weit weniger oft und offen dargestellt. Für Deutsch-Ostafrika und den Maji-Maji-Krieg sind die Perspektiven darauf in der Erinnerung der Bevölkerungen besonders früh und intensiv dokumentiert,<sup>11</sup> ebenso wie für den Hererokrieg in Deutsch-Südwestafrika.<sup>12</sup> Weniger intensiv ist der alltägliche Terror der Soldaten gegen die Zivilbevölkerung diskutiert worden.<sup>13</sup>

In den Gebieten selber zeigt sich, dass die Gewalt dort die hegemoniale Erinnerung an die deutsche Kolonialzeit ist – nicht nur in mündlichen Überlieferungen wie in den *Maji-Maji-Records* der sechziger Jahre dokumentiert oder in Kamerun im Jahr 2000<sup>14</sup>, sondern auch in Gedichten, Liedern, Theaterstücken,

<sup>10</sup> Edward Graham Norris, *Die Umerziehung des Afrikaners*. Togo 1895–1938, München 1993.

<sup>11</sup> Vgl. John Iliffe/Gilbert Gwassa (Hg.), *Records of the Maji Maji Rising*, Nairobi 1967; Laurien Ingrid, »That Homa Homa was worse, child!« Berichte afrikanischer Zeitzeugen über den Maji Maji Aufstand in Deutsch-Ostafrika», in: Peter Heine/Ulrich van der Heyden (Hg.), *Studien zur Geschichte des deutschen Kolonialismus in Afrika*, Pfaffenweiler 1995, S. 350–367, und dies. »Zu keiner Zeit konnten wir sagen: Jetzt haben wir Frieden!« Berichte afrikanischer Zeitzeugen, in: Felicitas Becker/Jürgen Beez (Hg.), *Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika*, 1905–1907, Berlin 2005, S. 115–121.

<sup>12</sup> Vgl. z. B. Jeremy Silvester/Jan-Bart Gewald, *Words cannot be found. German Colonial Rule in Namibia. An Annotated Reprint of the 1918 Blue Book*, Leiden 2003.

<sup>13</sup> Vgl. für Togo Trotha, Koloniale Herrschaft, Peter Sebald, *Togo 1884–1914. Eine Geschichte der deutschen »Musterkolonie« auf der Grundlage amtlicher Quellen*, Berlin 1988; Thomas Morlang, Askari und Fitafita. »Farbige« Söldner in den deutschen Kolonien, Berlin 2008, S. 30 f.

<sup>14</sup> Damals sprach ich mit über 120 Einzelpersonen in über 60 Dörfern des Cross-Gebietes, der heutigen Verwaltungseinheit Manyu Division mit der Verwaltungshauptstadt Mamfe, die derzeit circa 20.000 Einwohner hat.

Romanen und historischen Schuhbüchern.<sup>15</sup> Die *German soldiers* – diese waren in Kamerun, Togo und Tansania immer Afrikaner – stehen hier paradigmatisch für die koloniale Gewalt. Sie waren es, die Frauen vergewaltigten, die *chiefs* schlugen, die Männer verschleppten und schon vor ihrer Ankunft die Dorfbewohner in die Flucht geschlagen hatten. Vor diesen Soldaten fürchteten sich die Menschen, und diese Angst war noch im Jahr 2000 in den Erzählungen präsent, die sich aus den Berichten der Eltern- und Großelterngeneration speisten. In der Kolonialzeit selber war dies vor Ort durchaus bekannt und aus deutsch-colonialer Perspektive erwünscht. Da es grundsätzlicher Bestandteil des kolonialen Systems war, wurde es in den deutschen Texten – wenn überhaupt – nebensächlich diskutiert.

In den Erinnerungen an die deutsche Kolonialzeit im Cross-Rivergebiet Kameruns wird vielfach auch auf die militärische Macht und Stärke der eigenen Leute verwiesen: Sie bauten auf Bündnispolitik, gingen strategisch vor, nutzten ihre Gelehrtekenntnis, kämpften auch mit spirituellen Waffen und konnten mit Guerrillataktik die Deutschen in Angst und Schrecken versetzen. Der Verweis auf eigene kriegerische Leistungen und Erfolge gegen die Deutschen wird durch materielle Spuren wach gehalten. In einem historisch und gegenwärtig bedeutenden Dorf in Upper Banyang (Kamerun) werden beispielsweise »german skulls« aufbewahrt, die von deutschen Offizieren stammen sollen. In Kekukisem im Boki-Gebiet nördlich des Crossflusses wird ein fast mannsgroßer Stein mit den Deutschen in Verbindung gebracht, die ihn aus Verärgerung vor das Dorf rollten, weil es ihnen nicht gelungen war, einen lokalen Schrein zu zerstören. Die physische Macht-demonstration der Deutschen wird hier als Antwort auf ihre Unterlegenheit gegenüber der spirituellen Dominanz der lokalen Bevölkerung gesehen.

## III. Die Soldaten

In den Kolonialarmeen Togos, Kameruns und Deutsch-Ostafrikas stellten als »schwarz« oder auch »farbig« klassifizierte Männer die Mannschaften und Unteroffiziere. Insgesamt rekrutierte Deutschland zwischen 40.000 und 50.000 Afrikaner, Asiaten und Ozeanier für seine Kolonialarmeen.<sup>16</sup> Weiße Deutsche besetzten

<sup>15</sup> Vgl. Albert-Pascal Temgoua, *Souvenirs de l'Époque coloniale allemande au Cameroun. Témoignages des Camerounais*, in: Stefanie Michels/Albert-Pascal Temgoua, *Politique de la mémoire coloniale en Allemagne et au Cameroun*, Berlin 2004, S. 25–36; Stefanie Michels, »The Germans were brutal and wild«, in: ebd., S. 37–58; Dadja Halla-Kawa Simtaro, Le Togo »Musterkolonie«, *Souvenir de l'Allemagne dans la Société Togolaise*, Aix-en Provence 1982; Ibrahim Hussein, *Kinjeketile*, Oxford 1969; Ann Biersieker, Kujibiana. *Questions of Language and Power in Nineteenth- and Twentieth-Century Poetry in Kiswahili, East Lansing 1996*, bes. S. 194.

<sup>16</sup> Vgl. Morlang, Askari.

in diesen Armeen Offiziers- und Unteroffiziersränge. In Deutsch-Ostafrika – als historischen Sonderfall – bekleideten »Farbige«, wie sie zeitgenössisch bezeichnet wurden, nicht nur die Unteroffiziersdienstränge *Ombascha*, *Schausch*, *Betschausch* und *Sol*, sondern auch den Offiziersrang des *Effendi*. Dieser Dienstgrad wurde um die Jahrhundertwende jedoch nicht mehr neu besetzt, da das Verhältnis zwischen diesen *schwarzen* Offizieren und den *weißen* Unteroffizieren als »bedenklich« eingestuft wurde.<sup>17</sup> Am Fall der *schwarzen* Offiziere zeigte sich recht deutlich, dass die Einteilung in »Farbige« und »Weiße« ein politisches System zur Herstellung sozialer Ungleichheit war. Denn mehrere »Farbige« in der deutsch-ostafrikanischen Kolonialarmee waren Europäer, so zum Beispiel Achmed Fahim Effendi, der griechischer Herkunft, und Mihram Effendi, der armenischer Abstammung war. Die *schwarzen* Mannschaftsdienstgrade in Deutsch-Ostafrika hießen »Askari«. Das Wort ist eine Kiswahili-Bezeichnung für »Wächter«. Dieser Begriff wurde sowohl zeitgenössisch als auch in der kolonialromantischen Phase ab der Weimarer Zeit häufig und zunehmend häufiger generisch für alle *schwarzen* deutschen Kolonialsoldaten verwendet.<sup>18</sup> Die »Schutztruppe« Deutsch-Südwestafrikas stellt eine weitere historische Ausnahme dar, denn in ihr waren die überwiegende Mehrheit der Mannschaften (ebenso wie Unteroffiziere und Offiziere) *weiße* Deutsche. Auch in Deutsch-Südwestafrika wurden jedoch *schwarze* Soldaten und Polizeisoldaten eingesetzt – was im zeitgenössischen Diskurs meist bereit verschwiegen wurde.

Die ersten Rekruten der deutschen Kolonialtruppen vor 1900 waren in allen von Deutschland als zu kolonialisierend auserkorenen Gebieten überwiegend Arbeitsmigranten aus anderen Regionen. Die Soldaten der Wissmann-Truppe in Deutsch-Ostafrika (1888–1889) rekrutierten sich zu einem großen Teil gemäß Konventionen der osmanisch-ägyptischen Militärtradition. Die »Sudanesen« waren dort bereits mit dem Berufsstand der professionellen Soldaten vertraut. In Westafrika waren es »Hausa«, die militärische Erfahrungen in der britischen Kolonialarmee gewonnen hatten und von den Kolonialmächten daher begehrt waren. Die ersten »Polizisten« in Togo und Kamerun in den späten achtziger Jahren rekrutierten sich aus dieser Gruppe. Für die Errichtung der offiziellen »Kaiserlichen Schutztruppen« seit den neunziger Jahren hatten die Deutschen jedoch erhebliche Schwierigkeiten, Rekruten zu gewinnen. Wo freiwillige Arbeitskräfte nicht zur Verfügung standen, griffen sie auf »unfreie Arbeit« zurück. Sie reihten

sich somit in das lokale Sklavereigeschäft ein, das sie in Deutschland zu bekämpfen vorgaben.

Die Kolonien wurden militärisch erobert, so dass die »Männer vor Ort« fortlaufend eine Ausweitung der Kolonialtruppen forderten. So war die militärische Eroberung Kameruns langwierig; sie dauerte allein im Süden des Landes von 1899 bis 1903. Unmittelbar nach der Unterwerfung der Bulu-gebiete traten die ersten Einwohner dieses Territoriums in die Kolonialtruppe ein – ein Prozess, der auch in anderen Gebieten zu beobachten war, beispielsweise bei den Hehe aus Ostafrika. Die Kolonialtruppe und deren Anspruch auf Monopolisierung kriegerischer Gewalt bot für viele junge Männer eine Möglichkeit, Männlichkeit und Erwachsensein zu demonstrieren.

Bereits 1889 hatte Lieutenant Hans Tappenbeck auf der Station Jaunde mit der »Ausbildung und Einübung der Leute zu militärischen Zwecken«<sup>19</sup> begonnen. Die ersten Deutschen beschrieben die Betti-Gruppen, mit denen sie Kontakt hatten, als besonders freundlich und die Beziehungen als von Anfang an gut.<sup>20</sup> Die Betti bestanden aus nur sehr losen organisierten Gruppen, die auf der Suche nach Salz langsam in das Gebiet im südlichen Kamerun migriert waren. Die kleinen politischen Einheiten agierten unabhängig voneinander. So schlossen sich einige von ihnen früh den Deutschen an, während andere bis zur Jahrhundertwende militärischen Widerstand leisteten.<sup>21</sup> 1898 wurden die ersten ordentlichen Betti-Rekruten aus der Jaunde-Gegend in die Kolonialtruppe eingliedert. Die »deutschen« Betti-Soldaten eroberten sowohl Gebiete im Süden Kameruns (Bassa, Bakoko), wurden aber auch bei den Kriegszügen im Norden Kameruns eingesetzt.

Die Eroberung des Nordens begann schon 1899, nachdem 1893 und 1894 die Grenzen mit Engländern und Franzosen abgesteckt waren. Sie verlief allerdings schleppender. Die Herrschaft im Norden Kameruns beschränkte sich nach der Eroberung auf die Erhebung von Abgaben (*indirect rule*). Die in das deutsche System eingebundenen islamischen Fulbe-Herrscher profitierten von diesem System und stützten so die deutsche Herrschaft bis zum Ersten Weltkrieg. In die Kolonialarmee traten sie nicht ein, sondern sie behielten ihre eigenen Armeen.

Zur Jahrhundertwende setzte der Trend zur »Nationalisierung« der Kolonialtruppen ein – es wurden zunehmend Männer aus den Kolonialgebieten als Soldaten eingestellt. In Kamerun bestand 1905 die Hälfte der Truppe aus Soldaten,

<sup>17</sup> Vgl. Ernst Nigmann, Die Geschichte der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, Berlin 1911, S. 73; auch Simplex Africanus, Leutnant Laasch, Hauptmann Leue, Mit der Schutztruppe durch Deutsch-Afrika, Minden 1905, S. 135.

<sup>18</sup> Besonders in der englischsprachigen Forschungsliteratur zum Ersten Weltkrieg ist dies ebenfalls der Fall. Hier werden also auch die *schwarzen* deutschen Kolonialsoldaten aus Kamerun als *askari* bezeichnet. Vgl. beispielsweise Michael Crowder/Jide Osuntokun, The First World War and West Africa, in: J.F. Ade Ajayi/Michael Crowder, History of West Africa, Bd. 2, Essex 1987, und Page, Black Men.

<sup>19</sup> Otto Riebe, Drei Jahre unter deutscher Flagge im Hinterland von Kamerun, Berlin 1897, S. 32.

<sup>20</sup> Vgl. ebd.; Kurt Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891, Leipzig 1893.

<sup>21</sup> Vgl. Frederick Quinn, The Impact of the First World War and its Aftermath on the Beti of Cameroun, in: Melvyn Page (Hg.), Africa and the First World War, Hounds mills 1987, S. 171–185.

die aus dem Gebiet Kameruns kamen, und 1909 waren es bereits zwei Drittel. In Deutsch-Ostafrika hingegen waren auch 1914 noch 27 Prozent der Truppe »Ausländer« aus anderen Kolonialgebieten, beispielsweise aus Uganda, Somalia oder dem Sudan. Die Rekruten verpflichteten sich auf drei Jahre, erhielten 30 Mark monatlich und Verpflegung (selbst zu kaufen, bzw. zu tauschen). Die Ausbildung wurde von Deutschen mit Hilfe eines Dolmetschers vorgenommen; die Kommandos hingegen waren auf Deutsch. Die Dauer der Ausbildung umfasste rund sechs Wochen.<sup>22</sup> Viele wählten diesen Karriereweg bewusst für sich aus, andere wurden von politischen Autoritäten zwangswise eingewiesen. Aus den Geschichten der Menschen aus dem Cross-Gebiet werden einige Motivationen klar, welche die Männer bewegten, *German soldiers* zu werden. Meistens wurde erwähnt, dass es sich um junge unverheiratete Männer handelte, die sich das Brautgeld verdienen wollten. Auch die Kriegszüge selber und die »Friedensverhandlungen« brachten den Deutschen Arbeitskräfte, die teilweise als Soldaten in die Kolonialtruppe eingegliedert wurden. Bekannt ist dies für Vute und Yezum-Kontingente, die gegen die Maka im Süden Kameruns eingesetzt wurden und während des Ersten Weltkriegs als Elitesoldaten fungierten.<sup>23</sup>

#### IV. Zwischenbilanz

In den rund drei Jahrzehnten der deutschen Kolonialherrschaft in Afrika vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte Gewalt die koloniale Situation maßgeblich präfiguriert und soziale, politische und kulturelle Wirklichkeiten geschaffen. Diese Situation war jedoch hochkomplex und heterogen und ist nicht einfach mit klaren Hierarchien und Dualismen gleich zu setzen. Bedeutend für die Ausgangslage bevor »fighting the white man's war in a black man's country«<sup>24</sup> war die Tatsache, dass eine neue koloniale Klasse entstanden war, die besonders in der militärischen Sphäre – als Soldaten und Dienstgrade – ein großes Prestige und Macht erreichen konnte. Auch diese Gruppe war heterogen, teilweise zum Militärdienst gezwungen, freiwillig eingetreten oder aus anderen Regionen temporär oder dauerhaft migriert, zunehmend jedoch aus den Kolonialgebieten selber. Auch die Bevölkerung war keine homogene Gruppe. Ein bedeutender Unterschied zu Europa war, dass zwischen zivilier und militärischer Sphäre aus Sicht der Deutschen nicht klar unterschieden werden konnte. So war es immer möglich, dass die Bevölkerung zum Kriegsgegner wurde.

Unterschiedliche politische Konstellationen führten auch zu spezifischen Entscheidungen afrikanischer Politiker und Kriegsherren. Einige, wie die Duala, schlossen 1884 die Verträge mit den Deutschen, die den Grundstein für die Entstehung der Kolonie Kamerun legten, andere, wie der *mfon Njoya*<sup>25</sup> aus dem Kameruner Grasland, nutzten die Deutschen als Alliierte, um ihre eigenen expansiven Bestrebungen fortzusetzen, während wieder andere, wie beispielsweise das Bündnis um *mpawmanku* im Cross-Rivergebiet 1904, sich zum gewaltsamen Vorgehen gegen die Deutschen entschieden.<sup>26</sup> Diese unterschiedlichen Ausgangslagen verschärften sich während des Ersten Weltkrieges. Karl Atangana und ein Großteil der Beti-Bevölkerung verließen mit den Deutschen Ende 1915 das Gebiet Kameruns und richteten sich in der spanischen Kolonie Muni bzw. auf der Insel Fernando Po auf die gemeinsame Rückkehr nach Kamerun ein. Andere prominente Politiker, wie Rudolf Duala Manga Bell und Martin Paul Samba, die bereits vorher scharfe Konflikte mit der deutschen Kolonialherrschaft hatten, wurden unmittelbar nach Kriegsausbruch 1914 hingerichtet. Die berechtigte Angst der Deutschen, die Bevölkerung Kameruns würde die Möglichkeit des Krieges gegen ihre »Kolonialherren« nutzen, um sich der illegitimen Fremdherrschaft zu entledigen, führte zu einer großen Gewaltbereitschaft, die aus der extremen Steigerung des alltäglichen »kolonialen Ausnahmestandes«<sup>27</sup> zu erklären ist.

Zur Veranschaulichung dieser Komplexitäten werde ich im Folgenden näher auf drei verschiedene regionale Schausätze eingehen und damit drei unterschiedliche politische Ausgangslagen sowie Geschehnisse, Entscheidungen, Ereignisse und Konsequenzen während des Krieges vorstellen: Erstens Duala und Ebolowa an der Küste; zweitens das Cross-Rivergebiet im Südwesten an der Grenze zu Nigeria und drittens Jaunde im Zentrum. Abschließend werde ich auf die schwarzen deutschen Kolonialsoldaten fokussieren und die »treuen Askari« aus Deutsch-Ostafrika mit den *german soldiers* in Kamerun vergleichen. Da meine Betrachtung von einer deutsch-kamerunischen Perspektive bestimmt ist, werden die alliierten Entscheidungen und Soldaten nicht ins Zentrum gesetzt. Ebenfalls vernachlässige ich den Einsatz *schwarzer* (alliieter) Truppen in Europa. Ein beachtenswerter Aspekt des Ersten Weltkrieges für Afrika war der Aufruf an islamische Herrscher und Würdenträger zum *Jihad* gegen England und Frankreich an der Seite des Osmanischen Reiches. Auch dies kann hier nur kurz erwähnt und nicht in die Darstellung einbezogen werden.

<sup>25</sup> *Mfon* ist die regionale Bezeichnung für das Amt des höchsten Würdenträgers. Es ist nicht einfach übersetzbbar, wobei in der ethnologischen Literatur von den »Graslandkönigtümern« gesprochen wird, in der zeitgenössischen deutschen Literatur auch vom »Häuptling« Njoya oder – in Anlehnung an dessen Bekennnis zum Islam auch vom Sultan Njoya.

<sup>26</sup> Vgl. dazu ausführlich: Michels, Imagined Power, S. 265–314.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Homi Bhaba, The Location of Culture, London 1994.

<sup>22</sup> Simplex africanus, Schutztruppe, S. 81.  
<sup>23</sup> Vgl. Bakary, La force publique au Kamerun sous administration allemande: 1884–1916, unveröffentlichte Arbeit für die Maîtrise in Geschichte, Universität Yaoundé 1997, S. 62.  
<sup>24</sup> Vgl. dazu Page, First World War, S. 1.

### V. Duala und Ebolowa

In Duala hatte sich unmittelbar vor Kriegsausbruch ein Konflikt zwischen der Bevölkerung und den Deutschen dramatisch zugespitzt. In einem seit 1910 politisch geführten Widerstand der Bevölkerung gegen Segregation und Zwangsentgehnungen im Stadtdistrikt Dualas waren im August 1914 die einflussreichste Duala-Politiker Rudolf Duala Manga Bell und sein zuvor aus Deutschland ausgewiesener Sekretär Ngoso Din hingerichtet worden. Die Duala verfügten über gewichtige politische Allianzen und Netzwerke nach Deutschland: Rudolf Duala Manga Bell war in Deutschland ausgebildet und 1902 zusammen mit weiteren einflussreichen Duala-Politikern persönlich nach Deutschland gereist, um in Duala Reformen durchzusetzen. In ihrem politischen Kampf gegen die Enteignungen hatten die Duala 1914 erreicht, dass der Reichstag die Enteignungsmaßnahmen aussetzten ließ. Als Rudolf Duala Manga Bell und Ngoso Din in Kamerun der Prozess gemacht wurde und das Todesurteil eilig vollstreckt wurde, war – bedingt durch den Ersten Weltkrieg – die telegraphische Verbindung mit Deutschland bereits teilweise ausgestorben. Die Vermutung liegt nahe, dass die kolonialen Behörden in Kamerun diesen Umstand ausnutzen wollten, um die politische Opposition und die stets unliebsame Intervention metropolitaner Instanzen endgültig auszuschalten.

Diese »Macher-Politik« wandte sich aber gegen die Deutschen, denn die Duala, die bereits 1884 parallel mit englischen und deutschen Vertragsparteien verhandelt hatten, nutzten den Kriegszustand zwischen Deutschland und England ihrerseits, um die Deutschen aus Duala zu vertreiben. Unmittelbar nach den Hinrichtungen entvölkerte sich die strategisch wichtig gelegene Stadt an der Küste. Ein Onkel Manga Bells nahm Kontakt mit den Engländern in Lagos auf, und die schnelle und erfolgreiche Landung der Alliierten in Duala im September 1914 war maßgeblich von den Geländekennissen der Duala begünstigt, die in den Lagunen- und Mangrovengebieten wichtige Lotsendienste leisteten. Einige von ihnen beteiligten sich auch militärisch.<sup>28</sup>

Den Deutschen war wohl bewusst, dass sie nicht nur gegen die Alliierten, sondern auch gegen die Bevölkerung der Duala im Krieg waren. Gegen sie wurde daher für das ganze Gebiet Kameruns ein Generalverdacht ausgesprochen. Die Deutschen ließen wahllos einflussreiche Politiker verhaften, und auch auf den Stationen weiter im Inland wurden Menschen aus Duala vorsorglich inhaftiert. Die Regierung setzte dort sogar eine Prämie für jeden Duala aus, der den deutschen Behörden ausgeliefert wurde. Im Cross-Rivergebiet beispielsweise hatten die dort ansässigen Duala, die überwiegend Angestellte der Regierungs- oder

Missionsstationen waren, geplant, sich gegen Entgelt so lange bei der einheimischen Bevölkerung zu verstecken, bis die Briten das Gebiet eingenommen hatten. Die Polizisten und Soldaten der Deutschen erhielten die Aufforderung, auf alle verdächtigen Personen zu schießen. Offiziell wurden mindestens 180 Duala hingerichtet. Inhaftierte Lehrer aus Duala im Cross-Rivergebiet wurden in Ketten abtransportiert und gezwungen, dabei schwere Lasten zu tragen. Soldaten sollen sie dabei misshandelt haben. Wenigen gelang es, auf britisches Gebiet zu flüchten.<sup>29</sup> Die deutschen Einheiten in Duala waren zu schwach, um den alliierten Okkupationstruppen militärisch zu widerstehen, die Duala am 27. September 1914 einnahmen. Tagelange Beschießungen von Kriegsschiffen aus waren dem vorausgegangen. Die Deutschen, die daraufhin als Kriegsgefangene Duala verlassen mussten, taten dies unter den Hohn- und Jubelschreien der Bevölkerung. Ein Berichterstatter berichtete 1915:

»Nachdem auf diese Weise die Hauptmasse der Deutschen [in Duala] entfernt war, wurde der Rest, Männer und Frauen, darunter auch ich, durch schwarze Soldaten ohne weiße Aufsicht in das Regierungshospital zusammengetrieben, selbstverständlich unter dem Hohngeschnal der Duala. [...] Nur ein Afrikaner [d.h. ein Weißer, der Afrika gut kennt] kann ermessen, was es bedeutet, wenn britische Offiziere mit Schwarzen von Weißen als von deutschen Schweinen reden, oder wenn sich ein Deutscher gar von Schwarzen als deutsches Schwein titulieren lassen muss, und das kam häufig genug vor.<sup>30</sup>

Der von den Alliierten aus dem Gefängnis befreite Bruder Rudolf Manga Bells, Richard, begrüßte die Engländer als Befreier von Duala und als Rächer seines Bruders. Die Schikane der Duala in den Gebieten Kameruns, die noch unter deutscher Kontrolle standen, ist also auch als Rache der Deutschen für ihre eigene Niederlage und Demütigung zu lesen.

Rudolf Duala Manga Bell war nicht der einzige einflussreiche Politiker, der von den Deutschen unmittelbar nach Kriegsausbruch hingerichtet wurde. Martin Paul Samba in Ebolowa, ein ehemaliger Unteroffizier der Schutztruppe, der ebenfalls in Deutschland ausgebildet wurde, und weitere einflussreiche Männer des Südens wurden am selben Tag ermordet. Ihnen wurde vorgeworfen, sie hätten Vorbereitungen für einen militärischen Schlag gegen die Deutschen getroffen und dazu Unterstützung bei Rudolf Manga Bell gesucht.<sup>31</sup> Es besteht bis heute

<sup>28</sup> Vgl. zu den Duala im Cross-Rivergebiet Stefanie Michels, Imagined Power Contested. Germans and Africans in their Upper Cross River Area 1887–1915, Berlin 2004, S. 366.

<sup>29</sup> G. Vöhringer, In englischen Händen, in: Deutsche Kolonialzeitung 1915, Nr. 2, S. 20f., Hervorhebung im Original.

<sup>30</sup> Die Darstellung um Martin Paul Samba stützt sich auf Joachim Zeller/Stefanie Michels, Kamerunischer Nationalheld – treuer deutscher Diener und Soldat. Mbengwa m'Ebono alias Martin Paul Samba, in: Ulrich van der Heyden (Hg.), Unbekannte Biographien. Afrikaner im deutschsprachigen Raum vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Berlin 2008, S. 128–143.

<sup>28</sup> Vgl. Adolf Rüger, Le mouvement de résistance du Rudolf Manga Bell au Cameroun, in: Alexandre Ndumbe Kum'a (Hg.), L'Afrique et l'Allemagne de la Colonisation à la Coopération 1884–1986, Le cas du Cameroun, Yaoundé 1986, S. 147–178, hier: S. 177.

keine Einigkeit darüber, auf welchem Wege die Widerstandspläne aufgedeckt werden konnten. Umstritten ist unter anderem die Rolle von *mfon* Njoya aus Bamum im westkamerunischen Grasland. Es heißt, er habe den Deutschen verraten, dass ein Abgesandter von Rudolf Manga Bell ihn zum Widerstand anstiften wollte.<sup>32</sup> Auszuschließen ist ebenso wenig, dass dies nur eine Erfindung der Deutschen war, um die Verhaftung Sambas und seiner Verbündeten rechtfertigen zu können.

Die Hoffnung der deutschen Kolonialverwaltung, dass sich ihre Strafjustiz abschreckend gegen weitere Revolten und gegen eine Kollaboration der kamerunischen Bevölkerung mit den Alliierten auswirke, erfüllte sich aber nicht. Dies zeigt das folgende Beispiel des Cross-Rivergebietes an der Grenze zu Nigeria.

#### VI. Cross-Rivergebiet

Das Cross-Rivergebiet an der Grenze zu Nigeria war 1904 Schauplatz gewaltloser Auseinandersetzungen gewesen, die für beide Seiten eklatante Folgen hatten. Zunächst waren alle deutsch-kolonialen Posten (Handels- und Regierungssationen) Ziele von Angriffen einer breiten afrikanischen Kriegsfront. Deshalb wurden alle Vertreter des deutsch-kolonialen Projektes, ob schwarze Soldaten, schwarze Handelsangestellte, weiße Kaufleute, Plantagenleiter und Militärpersonal aus dem Gebiet entfernt. Entweder wurden sie getötet oder sie flohen nach Nigeria. Die siegreichen Afrikaner wandten sich daraufhin euphorisch nach Süden, um ihre militärischen Erfolge gegen die Deutschen dort fortzusetzen. Der sechsmonatige Einsatz einer ganzen Kompanie der Schutztruppe und die Politik der »verbrennten Erde« führten dazu, dass der afrikanischen Kriegsgegner der Deutschen zunehmend zur Kapitulation bereit war. In einigen Gebieten blieb die afrikanische Macht weiterhin stark und ungebrochen; die Deutschen dehnten ihre koloniale Präsenz nicht in diese Gebiete aus. Die Kapitulationsbedingungen waren äußerst hart; viele politische und militärische Führer wurden im Crossgebiet hingerichtet oder an die Küste exiliert. Hohe Reparationszahlungen und Zwangsarbeiterforderungen belasteten die Bevölkerung über die direkten Kriegsfolgen hinaus. Im Cross-Rivergebiet wird dieser Krieg bis heute als Zeit des

Hungerns erinnert, in der Mütter ihre Kinder töteten, damit diese nicht ihr Versteck im Wald verrieten.<sup>33</sup>

Während des Ersten Weltkrieges wiederholten sich diese Belastungen für die Bevölkerung.<sup>34</sup> In den heute erzählten Geschichten in der Gegend wird er als merkwürdiges und mysteriöses Ereignis aufgefasst, in dem es um imperialen Wettbewerb zwischen Briten und Deutschen ging, die »zur Vergrößerung ihrer Büchse« kämpften. Das Cross-Rivergebiet an der Grenze zu Nigeria war Schauspiel früher Gefechte, darunter auch eines in der Literatur erwähnten deutschen Sieges. Im August 1914 waren die Deutschen hier erfolgreich. Am 6. September 1914 fand bei Nsanakang eine Schlacht statt, bei der mindestens zwölf Soldaten fielen; über Verluste unter der Zivilbevölkerung und nicht-militärischem Personal ist bisher nichts bekannt. In der Folge kam es zum Rückzug deutscher Truppen und Zivilpersonen in nordöstlicher Richtung in das Grasland.

Im Dezember 1914 war Mamfe, die Regierungssation des Bezirkes Ossidinge, von formaler, d.h. administrativer und militärischer, deutscher Präsenz entblößt und Teil der allgemeinen Bewegung der deutschen Truppen gegen das Zentrum in Jaunde. Die Missionarin Pauline Stolz verblieb während des Rückzuges gemeinsam mit ihrem Mann auf der Missionsstation Besongbang in der Nähe von Mamfe. Sie berichtete, dass die Mehrheit der wahrscheinlich zwangsweise rekrutierten Soldaten desertierten und die Bevölkerung voller Enthusiasmus den deutschen Rückzug feierte.

Die Front im östlichen Teil des Gebietes (Upper Banyang) hielt noch bis Oktober 1915. Während dieser Zeit wurde das zivile Leben dort radikal dem Kriegsgeschehen untergeordnet. Alles Vieh wurde konfisziert, die Menschen wahllos zu Träger- und Nachrichtendiensten gezwungen – unter ständiger Androhung der Todesstrafe, die auch standrechtlich vollstreckt werden konnte. In vielen Gebieten arbeitete die Bevölkerung mit den alliierten Truppen heimlich zusammen und verriet beispielsweise die Aufenthaltsorte der deutschen Truppen. Die komplexe koloniale Ausgangslage, die für bestimmte Menschen Möglichkeiten des Aufstieges und Prestiges im deutsch-kolonialen Projekt geboten hatte, führte dazu, dass die Bewohner keineswegs identische Interessen hatten und in der Kriegssituation unterschiedliche Entscheidungen trafen. So wurden anti-deutsche Aktivitäten auch denunziert und einflussreiche Politiker aus der Gegend in der Folge von den Deutschen zum Tode verurteilt und hingerichtet. Dies traf die *chiefs* in vielen wichtigen Orten der Gegend, so dass von einer massiven Unterstützung für die alliierten Truppen auszugehen ist. Das Missionarsehepaar

<sup>32</sup> Njoya wie Atangana hatten durch ihre Unterstützung für die Deutschen politisch profitiert. Diese Position wollten sie nicht aufgeben. Über Atangana heißt es, dass auch er mit Boten von Widerstand gegen die Deutschen benachrichtigt wurde, dies aber nicht an die Deutschen weitergeleitet habe. Njoya suchte Rat bei einem Missionar der Basler Mission; dieser leitete die Aufzeichnungen an die deutschen Behörden weiter. Vgl. Adolf Rüger, Die Duala und die Kolonialmacht 1884–1914. Eine Studie über die historischen Ursprünge des afrikanischen Antikolonialismus, in: Helmuth Stoercker (Hg.), Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft, Berlin 1968, S. 247–249.

<sup>33</sup> Vgl. dazu ausführlich Michels, Imagined Power, S. 265–314.

<sup>34</sup> Übereinstimmend und teilweise wortgleich sind die Geschichten, die mir im Jahr 2000–2003 dazu von über 120 Einzelpersonen erzählt wurden, mit den Befragungen der Briten im Jahr 1918 (The Wishes of the Natives of the German colonies, presented to Parliament by Command of His Majesty, November 1918).

Pauline und Karl Stoltz beschrieb diese für das weiter westliche gelegene Gebiet um Besongabang, und die Briten bestätigten dies in ihren Berichten. Allerdings verhielten sich gerade die Menschen im Grenzgebiet zu Nigeria von Anfang an taktisch neutral, indem sie beide Seiten mit Nahrung und Informationen unterstützen.<sup>35</sup>

## VII. Jaunde: Karl Atangana und die Beti

Karl Atangana gilt – gemeinsam mit dem *mfon* Njoya – als das Paradebeispiel für eine konsequente Unterstützung der Deutschen während des Ersten Weltkrieges. Die Beti-Soldaten und Träger waren die wichtigste Grundlage für den recht langen Rückzugskrieg der Deutschen und die erfolgreiche Evakuierung der Truppe nach Spanisch-Muni. Karl Atangana war, ebenso wie Rudolf Manga Bell und Martin Paul Samba, in Deutschland ausgebildet worden. Er nutzte sein dadurch gewonnenes Wissen und seine intermediaire Position erfolgreich, um Macht, Prestige und Wohlstand zu erwerben, der vorher in der Gegend undenkbar gewesen wäre. Die Deutschen schufen in dem vorher nicht-zentralisierten Beti-Gebiet das Amt des »Oberhäuptlings«, das Karl Atangana erst wenige Monate vor Kriegsausbruch antrat. Die Unterstützung der Beti für das deutsch-koloniale Projekt war jedoch viel ambivalenter, als in der deutschen Literatur ersichtlich ist. So konnte sich Atangana nicht sicher sein, dass seine Position unumstritten war.

Auch der Rückzug nahezu der kompletten Bevölkerung aus der Jamdeng mit den deutschen Truppen nach Spanisch-Muni wurde in der einheimischen Bevölkerung kontrovers diskutiert. Einige waren der Meinung, es wäre besser gewesen zu bleiben und die Zwangslage der Kamerunern um sich deren Infrastruktur und Güter anzueignen. Atangana musste auch deshalb darauf bedacht sein, die Menschen mitzunehmen, damit in seiner Abwesenheit nicht Konkurrenten seine Position einnehmen oder herausfordern würden. Dies geschah dann tatsächlich in den zwanziger Jahren, als er von der französischen Kolonialregierung zur Arbeit nach Dschang ins Kameruner Grasland gesandt wurde. Durch strategisch kluge Politik sowohl gegenüber den Kamerunern als auch der französischen Kolonialverwaltung gelang es ihm jedoch, die herausragende Position, die er kurz vor dem Ende der deutschen Kolonialzeit hatte erlangen können, auch unter französischer Verwaltung zu besetzen.<sup>36</sup>

Pauline und Karl Stoltz beschrieb diese für das weiter westliche gelegene Gebiet um Besongabang, und die Briten bestätigten dies in ihren Berichten. Allerdings verhielten sich gerade die Menschen im Grenzgebiet zu Nigeria von Anfang an taktisch neutral, indem sie beide Seiten mit Nahrung und Informationen unterstützen.<sup>35</sup>

## VIII. Schwarze deutsche Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg

Der von Europäern herbeigeführte Erste Weltkrieg in Afrika wurde – ebenso wie die Kolonialkriege – hauptsächlich von *schwarzen* Soldaten geführt; einige wenige *weiße* Soldaten wurden im Zuge der allgemeinen Mobilmachung in die Einheiten eingereiht. Schätzungsweise zwei Millionen Afrikaner nahmen aktiv an den Kampfhandlungen teil und mindestens 200.000 kamen dabei ums Leben. Eine bedeutend größere Gruppe von Menschen wurde als Träger zum eingesetzten. Eine bedeutend größere Gruppe von Menschen wurde als Träger zum eingesetzten.

Militärischer Zwang, Gewalt oder gar Desertion und Meuterei unter den Soldaten waren verschwiegene Realitäten. Dabei gab es – sogar nach zeitgenössischen deutschen Angaben – allein in Deutsch-Ostafrika während des Ersten Weltkrieges 2.487 Deserture auf deutscher Seite. Ihre tatsächliche Zahl dürfte sehr viel höher gelegen haben: Allein 4.510 Soldaten galt offiziell als vermisst, und es kann davon ausgegangen werden, dass ein Großteil dieser Männer ebenfalls desertierten. Wieder aufgegriffene Deserture wurden öffentlich hingerichtet.<sup>38</sup> Auch in Kamerun und Togo erkannten einige Rekruten recht schnell, dass der Krieg gegen andere Kolonialarmeen von ähnlicher Ausbildung und Waffentechnik verhältnismäßig schwieriger als die vorangegangenen Kriegserfahrungen war, so dass viele ihre Uniformen auszogen und desertierten. Ab Mitte 1915 soll es zu Befehlsverweigerungen gekommen sein, und im Juni 1915 desertierte ein ganzes Regiment im Südosten Kameruns und versuchte, sich auf eigene Faust zur Küste durchzuschlagen.<sup>39</sup> Solche Akte des Widerstandes gegen einen harten und in den Augen der Soldaten sinnlosen Krieg werden bis heute erinnert. Der Sohn des im Cross-Rivergebiet Kameruns bekannten Ojong Ayifan erzählte im Jahr 2000:

»Er tat seinen Dienst in Nsan. Er ging dorthin und arbeitete ungefähr einen Monat. Dann wollte er zurück. Er zog seine Armeekiform aus, steckte sie in seine Tasche und sagte, dass er ginge. Zwei andere Soldaten kamen auf dem Weg nach Obubura in Nigeria aus Mamfe. Sie sahen ihn und verhafteten ihn und sagten, er würde vor dem Krieg flüchten. Sie legten eine Kette um seinen Hals und brachten ihn zurück nach Nsan.<sup>40</sup>

<sup>37</sup> Vgl. Strachan, First World War, S. 497 f.

<sup>38</sup> Vgl. Morlang, Askari, S. 92; Moyd, Becoming Askari.

<sup>39</sup> Vgl. Helmuth Stoeker, Der erste Weltkrieg, in: ders. (Hg.), Drang nach Afrika. Die deutsche Koloniale Expansionspolitik und Herrschaft in Afrika von den Anfängen bis zum Verlust der Kolonien, Berlin 1986, S. 239–261, hier: S. 333.

<sup>40</sup> Peter Asango Ojong aus Aghorkem am 12.10.2000.

Auch aus Deutsch-Ostafrika ist bekannt, dass die Askari eine gegebene Aufgabe bis zum Ende ausführten, dann ihre deutsche Uniform auszogen, sie ordentlich zusammenfalteten, und sich danach auf den Weg machten, um ihre Dienste bei den alliierten Truppen anzubieten. Dies verweist auf ihren Ethos als professionelle Soldaten, die das Recht hatten, den Patron zu verlassen, wenn dieser seine Aufgaben nicht mehr erfüllen konnte.<sup>41</sup> Die Askari ließen sich teilweise wechselseitig in die deutsche und britische Truppe einstellen. Dies betraf eine große Zahl der 4.275 kriegsgefangenen »deutschen« Askari in Deutsch-Ostafrika. Auch dieses Verhalten entsprach den Praktiken der ehemaligen deutschen Kolonialsoldaten in den anderen Gebieten.<sup>42</sup> Als ihr Kommandeur, Generalmajor Paul von Lettow-Vorbeck, 1918 die Waffen niedergelegt, waren nur noch knapp über 1.000 Askari bei ihm. Demgegenüber hatten auf dem Höhepunkt des Krieges, Ende 1915, bis zu 18.000 und bei Kriegseintritt 2.400 schwarze Soldaten in der deutschen Truppe gekämpft. Für die verbliebenen, die »treuen« Askari, war die Armee ihr Zuhause und ihr Haushalt mit ihren Familien ein Teil davon.<sup>43</sup>

Für die kolonialen Truppen zeigte sich während des Krieges die Bedeutung der Askari-Frauen für den militärischen Alltag. Die Soldatenfrauen und -familien folgten den Männern meist in den Krieg und übernahmen wichtige logistische Aufgaben, wie das Tragen von Ausrüstung, das Kochen und Waschen. Einige Soldaten weigerten sich standhaft, sich von ihren Familien zu trennen, teilweise unter Missachtung deutscher Befehle.<sup>44</sup> Die jungen Askari, die ohne Familie waren, desertierten weitaus häufiger, ebenso wie die Träger, ab 1916 scharenweise. In Deutsch-Ostafrika wurden in der zweiten Kriegshälfte daher viele Männer zwangswise rekrutiert. In Kamerun war dies, wie weiter oben dargestellt, ebenfalls der Fall.

Bis 1917, als sich Lettow-Vorbeck entschloss, nicht zu kapitulieren, sondern mit den verbliebenen Kämpfern deutsch-ostafrikanisches Terrain zu verlassen und sich von allen »überflüssigen Essern« zu trennen, blieben die meisten Askari-Frauen bei ihren Männern. Die Askari sahen es als Teil ihrer männlichen Pflichten an, für ihren Haushalt zu sorgen. Während der langen Kriegsjahre wurden weiterhin Kinder in den Askari-Familien geboren. Viele dieser Familien blieben bis zur Kapitulation 1918 zusammen und gingen auch gemeinsam in die

<sup>41</sup> Vgl. Moyd, *Becoming Askari*, S. 264.

<sup>42</sup> Vgl. Morlang, Askari, S. 36 f., 92; Sebald, Togo, S. 283; Isidore Sylvain Bitchoka, *Les Soldats Camerounais dans la Première Guerre Mondiale: 1914-1918*, Unveröffentlichte Abschlussarbeit für die Maîtrise in Geschichte an der Universität Yaoundé 1986.

<sup>43</sup> Grundlegend dazu Strachan, First World War, S. 578, 627 f., 641; Timothy Parsons, The African Rank-and-File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902-1964, Oxford 1999, S. 65, 270; Erick J. Mann, *Mikono ya damu: »Hands of Blood«, African Mercenaries and the Politics of Conflict in German East Africa, 1888-1904*, Frankfurt a. M. 2002, S. 236; Moyd, *Becoming Askari*, S. 231-266; Michels, Lettow-Vorbeck; Schulte-Vahrenendorff, Kolonialheld.

<sup>44</sup> Vgl. Moyd, *Becoming Askari*, S. 245, Fußnote 34.

Kriegsgefangenschaft – gezählt wurden 819 Frauen und insgesamt 1.100 Camp-followers (Kinder und Diener der Askari) in Abercorn.<sup>45</sup> In Kamerun waren die Familien ebenfalls bis zum Rückzug 1916 nach Spanisch-Guinea und darüber hinaus vereint. Die 5.900 schwarzen Kolonialsoldaten wurden dort von 5.000 Frauen und 4.000 Kindern begleitet.

Die später in Deutschland sprichwörtliche »Treue der Askari« scheint sich also eher auf ihre Frauen und Familien als auf »die deutschen Führer« oder gar »das deutsche Vaterland« bezogen zu haben. Die Gründe für deren Entscheidung, die deutsche Armee nicht zu verlassen, sondern sie am Leben zu erhalten, war besonders darin begründet, dass die Armee die wichtigste Möglichkeit für sie war, die Ressourcen zu bekommen, die sie benötigten, um ihre Vorstellungen von Prestige und Respekt zu erfüllen. Außerdem war durch die Kriegsjahre sowohl Deutsch-Ostafrika als auch Kamerun zu einem Gebiet des Hungers und der Knappheit geworden, so dass die Aussicht, in Portugiesisch-Ostafrika bzw. Spanisch-Muni neue Ressourcen zu erschließen, bedeutend gewesen sein mag. Zudem standen Kolonialsoldaten bei der afrikanischen Bevölkerung nicht mehr hoch im Kurs, besonders nach den erneuten Gewaltdemonstrationen und den Terrorisierungen während des Krieges.

Viele der schwarzen Kolonialsoldaten entschieden sich anders. Sie suchten nach Alternativen, ihr Wissen und ihre Erfahrung in Prestige und Respekt zu überführen, beispielsweise indem sie in die alliierten Kolonialtruppen eintraten. Dass ihre »Treue« niemals bedingungslos war, zeigt sich auch darin, dass sie die Schulscheine auf ihren Lohn, den die Deutschen ausstellten, als sie kein Geld mehr hatten um ihren Sold zu bezahlen, über Jahre und teilweise Jahrzehnte aufbewahrten und sich aktiv darum bemühten, dass diese eingelöst wurden – einige von ihnen bis zu ihrem Tode vergeblich.<sup>46</sup>

Es kann vermutet werden, dass die meisten Rekruten aus dem Cross-Rivergebiet als *soldier boys*, d. h. als Diener der Soldaten, arbeiteten. Ein Großteil dieser Jungen oder jungen Männer wurde, zumindest während des Ersten Weltkriegs, zu diesem Dienst gezwungen. Erinnert werden sie im Crossgebiet alle als *German soldiers* und ihre Erlebnisse als Kriegserfahrungen.

In den von den Söhnen wiedergegebenen Geschichten werden die soldatischen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg als Grenzerfahrung beschrieben und mit der »guten Zeit« vor dem Krieg verglichen. Die deutsche Uniform steht als Symbol sowohl für diese »gute Zeit«, in der Wein getrunken und Sardinen gegessen wurden, ebenso wie für die »harte Zeit«, in der die Soldaten hungrig mussten.

<sup>45</sup> Vgl. »Schreiben Lettow-Vorbeck an Gouverneur Schnee vom 26.04.1917«, in BAF N103/86 und Persönliches Kriegstagebuch Lettow-Vorbeck, Eintrag am 26.12.1918, in: BAF N103/47; Paice, Tip and Run, S. 388.

<sup>46</sup> Dazu ausführlich Stefanie Michels, *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus*, Bielefeld 2009, S. 133-146.

Die Geschichten, welche die Söhne bis heute erzählen, lassen erahnen, mit welchen körperlichen Strapazen ihre Väter konfrontiert wurden. Auch kann auf die extremen Hierarchien geschlossen werden, an deren untersten Ende sie sich befanden und deren Ungerechtigkeit und Brutalität sie ausgeliefert waren. Die deutschen Vorgesetzten galten als äußerst grausam und unmenschlich, und die Zeit in der Armee wird als eine der Ungewissheit und des Hungers beschrieben.<sup>47</sup> Bezeichnenderweise behielten viele ehemalige schwarze deutsche Kolonialsoldaten Ausdrücke wie »Suein« (Schwein) und »Rinnßvieß« (Rindvieh) als Andenken an ihre Vorgesetzten im Gedächtnis.<sup>48</sup>

Die Erfahrungen, die mit der deutschen Kolonialherrschaft gemacht wurden, pflegten die *German soldiers* in der Cross-Riveregend, indem sie sich an den Gräbern auf dem Schlachtfeld in Nsanakang trafen. Dort waren 1914 mindestens acht schwarze und drei weiße Soldaten gestorben. Diese Ereignisse werden in der Gegend bis heute lebendig erinnert. Für die drei Weißen wurden Grabsteine gesetzt, die heute noch erhalten sind. Dabei verweist die Grabsteinsetzung auf rasseideologisch und nicht etwa militärisch begründete Hierarchien, denn unter den gefallenen Afrikanern war auch ein Unteroffizier, während einer der gefallenen Europäer Gefreiter der Reserve war.

Es kann als Widerspruch gelesen werden, dass die *weißen* Vorgesetzten zwar als ungerecht und wütend beschrieben werden, den toten deutschen Soldaten in Nsanakang aber über ihren Tod hinaus gedacht wurde. Die Konstruktion der Erzählungen legt allerdings nahe, dass die Ehre, welche die kamerunischen Ex-Soldaten den in Nsanakang beerdigten Deutschen erwiesen, in einem expliziten Gegensatz standen zu der Art, wie die Deutschen sie behandelt hatten, besonders dadurch, dass sie ihnen bis zu ihrem Tode das ihnen zustehende Geld nicht auszahlten. Während die Deutschen ihre afrikanischen Angestellten, Diener und Soldaten also vergessen hatten (so der Vorwurf), wurde die Erinnerung in Kamerun aufrechterhalten. Dies mag also auch als Kritik am Verhalten der Deutschen gelesen werden. Dieses Thema wurde in einigen Erzählungen unabhängig voneinander aufgegriffen:

»Als die Deutschen Soldaten brauchten, entschloss sich mein Vater in die Armee einzutreten. Nach dem Krieg kam er mit einer Uniform zurück, einer Kappe und einem Gürtel. Mein Vater sagte mir, er wäre bis zum Kongo gekommen, bis nach Fernando Po und Douala. [...] Mein Vater hat für die Deutschen gekämpft. Seine Uniform war eine deutsche Uniform. [...] Als Soldat musste er die Feinde erschießen. Er hatte einen unterschriebenen Vertrag und wurde ausgebildet; aber er hat mir nicht gesagt, wann gehen das war. [...] Sie bekamen während des Krieges nur ein wenig Geld, um sich Essen zu kaufen. Sie sollten eigentlich nach dem Krieg alles Geld bekommen, aber ungünstigerweise wurde mein Vater gar nicht bezahlt, weil er sich auf der Seite der Verlierer

befand. Einer seiner Freunde ging bis nach Mamfe, um nach dem Geld zu fragen, ohne dass es etwas genutzt hätte. Das war Eban Ncha aus Boka. Sie gingen immer in ihren Uniformen, die den meisten Leuten Angst machten. [...] Bei uns werden die Menschen zusammen mit all ihrem Besitz begraben, deswegen kann man diese Dinge jetzt nicht mehr sehen. Mein Vater wurde bei seiner Beerdigung in seiner Uniform begraben. Dies zeigte, dass er ein großer Mann gewesen war.<sup>49</sup>

Hier wird ein weiterer Aspekt der deutschen Uniform deutlich: als Prestige-Gut, in der der Verstorbene begraben wird, aber auch als Moment der Einschüchterung. Der Verweis auf die Angst vor deutschen Uniformen und die Tatsache, dass derjenige, der diese Angst erzeugen kann, ein »großer Mann« ist, verweist auf die Konstruktion von Männlichkeit in einer kolonialen Situation. Diejenigen aus dem Crossgebiet, die *German soldiers* wurden, erreichten durch diese Position ein Prestige, das ihnen ihr ganzes Leben lang erhalten blieb und bis heute bewahrt wird, nicht nur in den Familien, sondern auch in den Gemeinden, aus denen sie kamen. So gründeten die ehemaligen deutschen Soldaten aus dem Cross-Rivergebiet in den sechziger Jahren eine eigene Interessengemeinschaft, die »Ex-German soldiers union« und nahmen während der britischen Mandats-herrschaft als eigene Gruppe an den Paraden zum *Empire Day* jeweils am 24. Mai teil. Die Erinnerung an Strapazen, Hunger und Gewalt, besonders durch die *weißen* Vorgesetzten, ist prominent in den Geschichten, welche die Kolonialsoldaten oder »soldier boys« ihren Kindern erzählt haben. Der Name »Dominik« steht dabei emblematisch für koloniale Gewalt, sowohl aus der Perspektive der Zivilbevölkerung als auch aus der Sicht der Soldaten.<sup>50</sup>

## IX. Fazit

Der Erste Weltkrieg in Afrika wurde von deutscher Seite als Guerillakrieg geführt, sowohl in Deutsch-Ostafrika als auch in Kamerun. Damit übernahmen die Deutschen Kriegstaktiken, die während der kolonialen Kriege, mit der einheimischen Bevölkerung als Gegner, stets als ein Zeichen von »Primitivität« gebrandmarkt worden waren. Die taktische Situation der Deutschen in den Kolonien war derjenigen der einheimischen Bevölkerungen in den kolonialen Kriegen nicht unähnlich.<sup>51</sup> Die Gegner waren zahlmäßig und logistisch überlegen

<sup>49</sup> Interview in Kekuksem II, 12. Juli 2000.

<sup>50</sup> Vgl. dazu ausführlicher Michels, Kolonialsoldaten, S. 206–216; auch Temgoua, Temoignages.

<sup>51</sup> Auch Paice geht davon aus, dass die Deutschen in DOA erfolgreiche Taktiken der Maji-Kämpfer übernahmen; andere verweisen auf die Erfahrungen, die Lettow-Vorbeck 1905 mit der erfolgreichen Guerillataktik der Nama in Deutsch-Südwestafrika gemacht hat – ähnliches gilt für Kamerun. Vgl. Paice, Tip and run; Michels, Lettow-Vorbeck und Stoecker, Erster Weltkrieg.

und hatten intakte Nachschublinien, während die Deutschen recht schnell von jeglicher Versorgung aus Deutschland, sogar von Informationen abgeschnitten waren und deswegen zu einer Ernährung aus dem Lande selber und der totalen Unterordnung des zivilen Lebens unter die militärische Ebene übergehen mussten. Die Ressourcen der deutschen Kolonialgebiete – an Nahrungsmitteln, Ausrüstungsgegenständen, Finanzen und Menschen – sei es als Soldaten, Träger oder Zivilpersonen – wurden radikal dem Kriegsgeschehen untergeordnet, wobei die militärstrategischen Erfolge recht bescheiden waren.

Ob zu Beginn des Ersten Weltkrieges in Kamerun eine von verschiedenen Gruppen getragene Massenrevolte gegen die deutsche Kolonialmacht auftrat, ist eine Frage, die bis heute kontrovers diskutiert wird. Karl Atangana (Süden), Njoya (Westen) und einige Fulbe-Lamidate (politische Einheiten) im Norden gelten in der bisherigen Historiographie gemeinhin als Beispiele für ein den Deutschen gegenüber loyales Verhalten.<sup>52</sup> Das bekannteste Gegenbeispiel sind die Duala.<sup>53</sup> Die Ausführungen zur Gruppe um Martin Paul Samba im Süden Kameruns und dem Cross-Rivergebiet im Westen Kameruns zeigen jedoch, dass es sich hierbei nicht um Einzelfälle handelte. In der äußeren Bedrohung während des Weltkrieges wurden diese inneren Widersprüche so gefährlich für die Deutschen, dass sie radikal auslöschen wollten, was nicht existieren durfte. Es zeigte sich, dass der Unmut über die koloniale Herrschaft der Deutschen von der Mehrheit der kamerunischen Bevölkerung geteilt wurde und tatsächlich gefährlich für die Deutschen war.

Es kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur in Duala die Zusammenarbeit der Bevölkerung mit den alliierten Truppen wesentlich zur Niederlage und zum Rückzug der Deutschen beitrug. Allerdings hatten die koloniale Gewalt und das ihr entsprechende Herrschaftssystem zu einer komplexen Situation beigetragen und Strukturen geschaffen, die einige Akteure so erfolgreich für sich nutzten, dass sie sich dazu entschieden, in diesen zu verbleiben. Das gilt sowohl für die Soldaten und ihre Familien, die mit der Truppe in den Guerillakrieg und ins Exil gingen, als auch für Alliierte wie Karl Atangana, die sich ähnlich verhielten – in dem sicheren Glauben, die Niederlage der Deutschen sei nur temporär. Die Lücke zwischen diesen beiden Optionen versuchten die Deutschen durch Gewalt und Zwang zu schließen, sowohl durch Hinrichtungen einflussreicher Politiker als auch durch Inhaftierungen und Demütigungen verdächtiger Gruppen. Der koloniale Kriegsschauplatz wurde darüber hinaus radikal und total dem militärischen Leben untergeordnet und so eine »humanitäre Katastrophe« für die Zivilbevölkerung herbeigeführt, die Tausende von ihnen mit Hunger, Tod und Krankheit bezahlen mussten.

Es lässt sich also festhalten, dass unter den kolonialen Bedingungen des Krieges in Afrika die Frage, warum Menschen dort den Krieg »durchgehalten« haben, grundlegend anders zu beantworten ist als in Europa. Die komplexe und heterogene koloniale Situation schrieb sich in den Krieg ein. Auf der einen Seite standen solche Personen, die privilegierte Positionen in diesem – gewaltsam durchgesetzten – System einnahmen wie die Mehrheit der Kolonialsoldaten und politische Autoritäten, der *mfon* Njoya und Karl Atangana; auf der anderen Seite hatte die koloniale Terrorherrschaft und die »Herremenschenideologie« der Kolonisierenden zu einer Situation geführt, in der die »koloniale Ordnung« stets bedroht war. Die koloniale Gewalt, die letztlich die fehlende Legitimation des kolonialen Staates ersetzen musste, richtete sich durch das Auftreten neuer Feinde auch gegen die Deutschen. Diese selber fochten also sowohl gegen den äußeren als auch gegen den inneren Feind, hatten sowohl die kolonialen Gebiete als auch die ideo-logische Grundlage ihres kolonialen Herrschaftsanspruches zu verlieren. Die Afrikaner, die zusammen mit den Deutschen durchhielten, hatten in diesem System Privilegien erworben, die auf dessen Aufrechterhaltung angewiesen waren. Das »Durchhalten« war aber keine absolute und eindeutige Entscheidung; durchaus verhielten sich sowohl Soldaten als auch Zivilpersonen taktisch und veränderten ihre Entscheidungen je nach Kriegsverlauf und persönlicher Situation. Offenbar nutzte die Mehrheit der Menschen in den deutschen Kolonialgebieten den Krieg zwischen den Deutschen und den anderen europäischen Kolonialmächten, um sich der illegitimen Zwangsherrschaft zu entledigen. Statt von nationaler Begeisterung, wie in Europa, wäre es angebracht, von anti-kolonialem Widerstand und – zumindest im Falle der Duala – auch von Hass auf die deutschen Kolonialherren zu sprechen.

52 Vgl. Crowder, First World War, S. 554.

53 Vgl. Rüger, Resistance, S. 253–257.